

Wolf S. Dietrich

Gestirnter Himmel

Die drei Leben des Armin J.

Roman

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.

Immanuel Kant

Inschrift auf der Gedenktafel am Dom zu Königsberg

PROLOG

Das gleichmäßige Brummen der Triebwerke wirkt einschläfernd. Gertrud unterdrückt ein Gähnen, sieht auf die Uhr. Vor mehr als einer Stunde ist der russische Flieger in Hannover gestartet. Der Sitz beginnt unbequem zu werden. Alle Zeitschriften sind durchgeblättert. Ihr Mann ist in den Reiseführer vertieft. Sie sieht nach draußen. Unter ihnen kräuselt der Wind die Wellen zu weißen Schaumkronen. Bis zum Horizont erstreckt sich das bewegte Meer, kein Land zu erkennen. Sie beugt sich vor, um durch das gegenüberliegende Fenster zu sehen.

In diesem Augenblick neigt sich die *Tupolew* zur Seite, das Ende der Tragfläche scheint die Kämme der Wellen zu berühren. Unwillkürlich greift Gertrud nach Armins Hand.

Ihr Mann schlägt das Buch zu. »Der Landeanflug beginnt. Wir sind gleich da.«

Gertrud nickt wortlos. Viele Male hat sie den Vorgang erlebt. Auf Mallorca oder Teneriffa oder Gran Canaria. Und immer wieder in Hannover und Frankfurt. Aber diesmal ist es anders. Sie sitzen in einer russischen Maschine und werden in einer russischen Stadt landen. Und sie wird der Vergangenheit ihres Mannes begegnen.

Armin Jedosch spürt Unruhe aufsteigen, sein Herz klopft schneller. Als sie die Gangway hinabsteigen und die Betonpiste betreten, ergreift ihn ein unbekanntes Gefühl, eine Mischung aus gespannter Erwartung und Beklemmung, aus Neugier und Furcht. Vorerst drängen Anforderungen der Administration die Gefühle zurück. Gepäckausgabe, Pass- und Zollkontrolle, Begrüßung durch die Reiseleitung. Doch als der Bus mit den Besuchern aus dem Westen auf die Stadt zurollt, als das graue Band der Fahrbahn sich mit jedem Kilometer in die Cranzer Allee zurückverwandelt, als Pflastersteine der Straße fühlbar und Umriss des Domes sichtbar werden, verflüchtigen sich fünfzig reale Jahre, kehren Bilder, Klänge und Gerüche aus der Kindheit zurück.

Die Wirklichkeit des Hotels, Menschen, Räume, Reiseleitung – alles verschwimmt zu einem Traum, während er seine Frau zur Kneiphofinsel führt – zu den Zeugen einer realen vergangenen Zeit.

Den gewaltigen Mauern des Domes haben Krieg und Witterung nichts anhaben können. Doch Jedoschs Taufkirche fehlt das Dach. Nun deckt der Himmel das Gotteshaus. Eigentlich ganz passend. Seine Augen suchen die Inschrift. Die Tafel hat einen neuen Platz gefunden, kyrillische Buchstaben sind hinzugefügt. Unbewusst bewegt er die Lippen. Die Worte des Philosophen kennt er auswendig, sie haben ihn ein Leben lang begleitet. Im Seitenschiff flackert eine Kerze. Sie treten näher, stoßen auf ein großes Kreuz mit einer kleinen Tafel: *Den Opfern der Kinder*. Plötzlich sind die Bombennächte wieder da. Jedosch hört das Heulen der Geschosse, sieht Leichen an den Straßenrändern, Männer-, Frauen-, Kinderkörper. Die Bilder treiben ihm Tränen in die Augen.

Vom Pregelufer führt er Gertrud zur Bastion Grolmann und zum Oberteich. Die Promenade ist verwildert und fast zugewachsen. Aber Jedosch kennt den Weg zu den Kaskaden, findet den

Freigang an der Mauer der Städtischen Krankenanstalten. Dort zeigt er auf ein altes Tor, dessen Flügel windschief in den Angeln hängen. Wie oft ist er hier vorübergeeilt, um den Befehlsstand zu erreichen. Als sie vor dem verfallenen Eingang stehen, ist ihm, als höre er Alarmsirenen.

Rasch zieht er Gertrud weiter. »Komm, ich zeige dir den Hinterroßgarten.«

Zielstrebig steuert er auf einen Punkt. »Hier stand mein Elternhaus. Da drüben gab es eine Straße. Und dort« – er deutet über die Dächer – »stand die Altroßgärter Kirche.«

»Und wo«, fragt Gertrud, »ist der Bunker, von dem die Reiseleiterin gesprochen hat?«

»Den zeige ich dir morgen«, entscheidet Jedosch. Zu viele Bilder kreisen in seinem Kopf. Harry Lasch ist auch dabei. Harry flüstert. Von schweren Kämpfen, von aussichtslosen Kämpfen, von Kapitulationsgedanken. Harrys Vater war Kommandant der Festung Königsberg.

Suchend irrt sein Auge über den Paradeplatz. Dann erkennt er den Eingang. Die Straßenführung ist verändert worden, der ehemalige Befehlsbunker ist noch an seinem Platz, auch wenn er jetzt auf der anderen Seite der Straße liegt. Ein Schild verkündet Öffnungszeiten. Der freundliche Museumswärter führt die Besucher durch dämmerige Gewölbe. In der Stätte der Erinnerung werden Fotos und Dokumente, Generalstabskarten und Möbel konserviert und bewacht. Kühl ist es im Bunker, doch die Besucher frösteln wohl eher angesichts des verlassenem Schreibtisches mit Karte, Tintenfass und Federhalter. Erschauernd spüren sie die Nähe der Geschichte. Hat hier der General die Kapitulationsurkunde unterzeichnet? Unzählige Fotos lassen die Ereignisse des Jahres 1945 wiederkehren: Kampfhandlungen am Kaiser-Wilhelm-Platz, getötete Soldaten in russischen und in deutschen Uniformen, Bombentrichter in den Vororten, Rauchsäulen über den Dächern, Panzer in der Innenstadt. Und immer wieder: brennende Häuser.

Jedosch schläft unruhig in dieser Nacht. Zwischen Halbschlaf und Traum ziehen Bilder vorüber: Das Dachgeschoß des Krankenhauses steht in Flammen, hastig bringt der Stoßtrupp die Tragkraftspritze in Stellung, Hitzewellen schlagen ihm entgegen. Vor dem lodernden Feuer erscheint das Gesicht des Großvaters. »Das Hitlerzeug muss weg.« Uniformteile fliegen in die Flammen.

Plötzlich steht ein Rotarmist im Zimmer, zielt mit der Maschinenpistole auf Armins Schläfe. »Frau, komm!«

Am Morgen ist er froh, dass sie für einen Tag die Stadt verlassen. Irina, die freundliche Reiseleiterin, hat einen Ausflug arrangiert. Durch das Samland rollt der Bus in Richtung Rauschen. Rechts und links der Straße hohes Gras, Lupinen, Distelblüten. Jedosch vermisst die wogenden Ähren. Die einstige Kornkammer des Deutschen Reiches ist Brachland. Auch die Schlachtfelder von Germau bedeckt wilde Vegetation. Im Dorf gibt es ein Denkmal. Und Friedhöfe. Auch für deutsche Soldaten.

Rauschen. Das alte Ostseebad zwischen Wald und Wasser heißt heute Swetlogorsk, hat seine Rolle tauschen dürfen mit Cranz, ist Badeort für die Betuchten, gepflegt und gut erhalten. Stalin habe den Grundstein gelegt, erfahren sie, als er der Roten Armee befahl, das Dorf zu schonen.

Morsch und brüchig wirken die Häuser von Cranz dagegen, neue scheint es nicht zu geben. Warmes Sonnenlicht mildert den Eindruck von Verfall, und das blaue Wasser zu beiden Seiten der Kurischen Nehrung lenkt den Blick von der maroden Stadt.

Später steht Armin Jedosch an der schmalen Stelle, wo Ostsee und Haff sich fast berühren. Mit den Augen wandert er über die Weite des Gewässers, zur Elchniederung, nach Gilge und Labiau. Und nach Nidden.

Nidden steht nicht auf dem Ausflugsprogramm. Doch er möchte den Ort wiedersehen, Gertrud die Wanderdüne zeigen und das dunkelbraune Holzhaus mit Giebeln in Niddener Blau, in dem Thomas Mann seinen Joseph-Roman schrieb. Jenes Haus auf dem *Schwiegermutterberg*, das Reichsjägermeister Göring sich nach der Flucht des Dichters als Jagdhütte angeeignet hatte. Jedosch will den Gasthof wiederfinden, in dem die Familie zur Sommerfrische weilte.

Ein Taxi bringt sie hin. Sie wandern durch den Ort, der heute zu Litauen gehört, bestaunen schmucke Häuser und saubere Straßen. Die Gräber auf dem Friedhof sind gepflegt, auch die mit deutschen Namen.

Sie erklimmen die riesige Wanderdüne, stemmen sich gegen den Wind und lassen sich von der Landschaft überwältigen. Das Mannsche Sommerhaus steht noch an seinem Platz, ist frisch renoviert. Drinnen, hören sie, tagen Wissenschaftler aus Litauen und Deutschland, um über seine Zukunft zu beraten.

Im Hafen dann traut Jedosch seinen Augen kaum. An der Kaimauer dümpelt ein Kurenkahn. Kann das sein? Mit einem solchen Boot war der sechzehnjährige Armin zum Fischen gefahren. Sollte der Kahn die fünfzig Jahre überdauert haben? Sogar der hölzerne Wimpel dreht wie eh und je am Mast.

Doch das Boot hat keine Fäulnis an den Planken, nicht einmal Seepocken am Rumpf. Ein Nachbau.

Die Rückkehr in die Stadt lässt den Kontrast ins Auge springen: Gegen die Harmonie der ostpreußischen Landschaft erscheint das Stadtbild zerrissen. Betonklötze und Plattenbauten rufen dem Besucher zu: Kaliningrad ist nicht Königsberg. Trotzdem bleiben Anhaltspunkte für Erinnerung. Ein kleiner Umweg würde sie zum Friedhof führen. Ob er die Grabstelle wiederfinden kann? Er gibt dem Fahrer ein Zeichen. Die neue Ringstraße bringt sie zur ehemaligen Labiauer Allee.

Der Taxifahrer zuckt mit den Schultern und dreht die Handflächen nach oben. Armin Jedosch ist sicher, dass hier irgendwo das Grab seiner Mutter sein muss. Doch statt des Löbnicher Friedhofs sieht er nur Wald. »Nix Friedhof«, wiederholt der Chauffeur bedauernd. Jedosch sieht sich um. Sollte ihm die Erinnerung einen Streich gespielt, sollte ihn sein Ortssinn verlassen haben? Kurz entschlossen öffnet er die Wagentür. »Warte, Gertrud! Ich sehe mich mal um.«

Der Verlauf der Straße scheint unverändert. Er schätzt die Entfernung, zählt die Schritte und dringt in das Dickicht ein. Weit kommt er nicht, Gestrüpp und tote Bäume verbinden sich zu einer undurchdringlichen Wildnis.

Sein Fuß stößt gegen einen Stein, lenkt den Blick nach unten. Kein Felsbrocken, ein Grabstein. Jedosch geht in die Hocke, befühlt bemoosten Granit, ertastet eine Inschrift. Eine Jahreszahl, ein Name: *1941, Wilhelm Heinrich Ober ..., Hier ruht in Frie ...*

Weitere Buchstaben stecken im Erdrich. Seine Sinne haben nicht getrogen, hier war der Friedhof. Man hat das Gelände planiert und der Natur überlassen. Immerhin fahren keine Autos oder gar Panzer über die Gräber. Jedosch richtet sich auf, atmet heftig. Irgendwo liegen die Gebeine seiner Mutter und seiner Großmutter. In die Erregung drängen Bilder aus der Vergangenheit. Er sieht einen verzweiferten Jungen mit Hacke und Schaufel den widerspenstigen Boden bearbeiten.

Als sie in die Arnoldstraße einbiegen, spürt Jedosch jeden Herzschlag. Das Haus des Großvaters scheint unverändert. Nein, nicht ganz. Mit jedem Schritt des Näherkommens altert das Gemäuer. Sekundenschnell durchheilt die Hausfront ein halbes Jahrhundert. Doch das Gesicht bleibt

unverkennbar. Die Eichentür – verwittert, gedunkelt, ein Loch anstelle des schmiedeeisernen Schlosses – hängt noch in ihren Angeln, Fensterkreuze zeigen noch dieselben Zimmer an.

Wer eintritt, findet links die Kellertür und rechts drei Stufen, die zur Wohnung führen. Die Haustür ist nur angelehnt. »Komm, Gertrud, lass uns einen Blick in den Flur werfen.«

Reste des Terrazzo-Fußbodens schimmern durch die Staubschicht, an den Wänden Spuren von Tapete. Eine Klingel neben der Wohnungstür. Zeit zu gehen, fremde Menschen mag Jedosch nicht stören, schon gar nicht am Sonntag, fürchtet wohl auch Misstrauen, Unverständnis, Zurückweisung.

Der Taxifahrer möchte klingeln. Wenn die Besucher aus dem Westen diesen weiten Weg gewagt haben, sollen sie auch sehen, was sie suchen. Er ignoriert Jedoschs abwehrende Gesten, drückt den Klingelknopf.

Die blonde Frau sieht von einem zum anderen, hört des Fahrers Erklärung, wendet sich und ruft in die Wohnung hinein. Ein Mann erscheint im Unterhemd, Tapetenkleister an den Händen, reißt die Augen auf, spricht Deutsch. »Habe ich gewartet zwanzig Jahre auf dieses Moment!«

Er zieht Gertrud und Armin Jedosch in die Wohnung. In Windeseile werden Tapeziertisch, Kleister und Tapetenrollen beiseite geräumt, Tische und Stühle herbeigeschafft, die Besucher zum Sitzen genötigt. Anatoli stellt sich vor. Er stammt von der Wolga, hat mit Deutschen gelebt, ihre Sprache gelernt, interessiert sich für die Geschichte dieser Stadt, in der er seit zwanzig Jahren als Lehrer arbeitet. Seine Frau heißt Ewgenija. Sie zaubert Kaffee, Tee und Kuchen auf den Tisch. Anatoli öffnet eine Wodkaflasche.

»Wir trinken auf Freundschaft«, ruft er ein ums andere Mal, füllt die Gläser nach, will alles wissen über das Schicksal der Familie Fenselau, die früher hier gewohnt hat. Ja, den Namen von Armins Großvater kennt er. Stolz präsentiert er eine vergilbte Seite aus dem Königsberger Adressbuch, zeigt auf den Eintrag: *Fenselau, Fritz, Schneidermeister, Arnoldstraße 10, Parterre.*

»Ja«, bestätigt Armin Jedosch, »das war mein Großvater.«

»Erzähl!«, fordert Anatoli, »erzähl von Großvater!«

Wir schreiben das Jahr 1930. Der Himmel steht im Sternbild des Wassermanns. Nein, wir glauben nicht an die Macht der Sterne. Wir registrieren, gewissermaßen nebenher, den Stand der Gestirne, weil sie in dem Leben, das in diesem Augenblick beginnt, eine Rolle spielen. Sie bestimmen nicht das Schicksal, aber sie haben ihren Platz in diesem beginnenden Leben. Es sind andere Kräfte und Elemente, die den Weg zwischen Geborenwerden und Sterben vorzeichnen, Wegweiser aufstellen, Steine auslegen und Wendungen verursachen, die über helle Wiesen oder durch dunkles Dickicht führen, lebensbedrohliche Spalten aufreißen oder unvermutet Brücken schlagen.

Den winterlichen Nachthimmel beherrscht der rote Planet. Mars leuchtet rötlich im Osten am Abendhimmel, wandert nächtens erst nach Süden, dann nach Westen, entfernt sich nach und nach vom Regulus im Löwen und bewegt sich auf das Sternbild des Krebses zu, gewinnt an Kraft und Helligkeit. Sirius im Großen Hund, Prokyon im Kleinen Hund, Pollux in den Zwillingen, bilden mit Kapella, Aldebaran und Rigel das Wintersechseck. Wenn Mars im Westen verblasst, kämpft Venus noch als strahlender Morgenstern im Südosten gegen die Morgenröte. Tag für Tag verliert sie diesen Wettstreit früher. Die Sonne bewegt sich im aufsteigenden Teil ihres Jahreslaufes, klettert höher, erreicht das Sternbild Wassermann.

Es ist keine gute Zeit und kein guter Ort für ein beginnendes Leben, denn wir befinden uns in Deutschland. Die Stadt ist zu groß, um dem späteren Inferno zu entgehen, sie liegt zu weit im Osten, um glimpflich davonzukommen. Noch streift das Sonnenlicht am Tag durch freundliche Straßen, ruht das Mondlicht in der Nacht auf friedlichen Häusern. Kein Schwarm von Kampfflugzeugen verdunkelt den Tag, kein Teppich aus Granaten zerreißt die Stille der Nacht.

Liebe achtet nicht auf Jahr und Ort, fragt nicht nach guten oder schlechten Zeiten. Das Auge sieht den Himmel offen, sagt der Dichter, es schwelgt das Herz in Seligkeit. Wer wollte da eine Zukunft denken, die doch undenkbar ist? Kinder werden gezeugt und geboren, auch in dieser Stadt, in dieser Stunde. Im Städtischen Krankenhaus verzeichnet die Schwester mit zierlicher, verschnörkelter Schrift den Namen eines Neugeborenen in einem großen Buch: *Jedoch, Armin. 19. Februar 1930.*

Die Luft ist kalt und klar in diesen Wintertagen. Die Menschen atmen die Frische, recken sich dem Licht entgegen, das den Tag wieder früher weckt. Sie fühlen das nahende Ende des Winters, dessen Schönheit und Stärke den Zenit erreicht, wenn die Zeit seines Hinscheidens gekommen ist.

Noch lauert der Fluss im Untergrund. Seine Arme, die er inmitten der Stadt ausgebreitet und wieder geschlossen hat, sind zu Eis erstarrt. Die Insel mit dem Dom, die er umarmt, der er in anderen Jahreszeiten für den flüchtigen Betrachter des fließenden Wassers Bewegung zu verleihen scheint, ist fest mit der Stadt verbunden. Kirche und Insel und Stadt sind eins, die Konturen durch Schneepolster geglättet.

Mächtige Mauern schirmen die Taufgesellschaft von der Außenwelt ab. Es ist, als gebe es nur dieses Kirchenschiff, die kleine Gemeinde von Gläubigen und Ungläubigen, die der Zeremonie beiwohnt, und das Kind, das die Mutter über das Taufbecken hält, während der Pfarrer seine Formel spricht.

Vielleicht wandern die Gedanken des einen oder anderen Familienmitgliedes hinaus in die Wirklichkeit. Onkel Paul, der Kommunist, mag daran denken, dass die Partei eines gewissen Adolf Hitler beängstigenden Zulauf hat. Er weiß um die viereinhalb Millionen Arbeitslosen in Deutschland und fürchtet für die Reichstagswahl im September eine Verschiebung der Machtverhältnisse zugunsten des Rattenfängers.

Er ahnt nicht, könnte sich auch nicht vorstellen, was ihn, die Familie und das Kind erwartet. Auch der junge Vater weiß darüber nichts. Er sieht voller Hoffnung in die Zukunft. Die Geburt eines Sohnes mag ihm passend erscheinen für den Anbruch einer neuen Zeit, die er von der Bewegung erwartet.

Vielleicht haben auch andere ihren Köpfen nicht verbieten können, Bilder und Gedanken, Hoffnungen und Ängste mit in die Kirche zu nehmen. Doch nun hält der Anblick der Taufzeremonie den Gedankenfluss an. Die junge Mutter strahlt Schönheit und Glück aus, der Täufling rührt die Herzen, die Szene zaubert Lächeln in die Gesichter.

Die Mutter ist erfüllt von der Freude über den gesunden Jungen. Die Schmerzen der Geburt hat sie vergessen. Sie streicht die Wassertropfen aus dem Haarflaum des Säuglings und drückt ihn vorsichtig an sich. Sie verschwendet keinen Gedanken an die Politik, denkt jetzt nicht an die arbeitslosen Massen, an die Kämpfe zwischen Kommunisten, Sozialdemokraten und Nationalsozialisten. Allen-falls sorgt sie sich um das Taufmahl, fragt sich, ob der Vater den Wein bereitgestellt und die Mutter die Gedecke vollzählig aufgelegt hat.

Im Geist des Herrn soll sie ihr Kind erziehen, spricht der Pfarrer. Das sagt ihr nichts. Aber zu einem anständigen Menschen will sie ihren Sohn heranbilden. Dazu ist sie fest entschlossen. Das moralische Gesetz will sie in ihm verankern. So wie es auf der Schrifttafel des Philosophen zu lesen ist, dessen Gebeine in diesem Dom ruhen.

Nicht weit vom Ort der Geburt – gegenüber dem Städtischen Krankenhaus, im zweiten Stock des Hauses Hinterroßgarten Nummer siebzehn – wächst das Kind heran, unberührt von den Ereignissen in der Stadt oder im Land. Vater und Mutter achten gleichermaßen auf Wohlergehen und Anstand, die Großväter sind bewunderte Künstler ihres Handwerks. Der Schneidermeister in der Arnoldstraße gebietet über Schneiderinnen und Näherinnen und über riesige Scheren und sorgt für elegante Kleidung. Der Schuhmachermeister beherrscht in der Grolmannstraße ein Reich aus Leder, Leim und großen Nähmaschinen. Die ersten Ausflüge der Kindheit haben diese Welten zum Ziel, wo die Großmütter im Winter warme Fettkreppel oder – in hohen Kachelöfen – Bratäpfel für den Enkel bereithalten. Die Mutter umsorgt liebevoll ihren Sohn und lächelt froh, wenn das Kind im Schlaf ihr Ohrläppchen festhält. Glücklicher kann eine Kindheit kaum sein.

Während der Junge größer wird und lernt und sich die Welt erobert, ereignet sich Geschichte. Die Stadt, das Land, die Welt verändern sich. Bis das Bild der Gestirne zum sechsten Male wiederkehrt, entsteht ein neuer Bahnhof, wird eine neue Handelshochschule gebaut, landet Adolf Hitler bei seinem Deutschlandrundflug auf dem Flughafen. Der Bürgermeister wird gestürzt, jüdische Geschäfte werden zerstört und »arisiert«, der Hansaplatz wird *Adolf-Hitler-Platz*.

In der Hauptstadt wird Hitler zum Reichskanzler ernannt, der Reichstag aufgelöst, die Presse gleichgeschaltet. Gewerkschaften werden abgeschafft, Parteien verboten.

Deutschland verbrennt die Bücher seiner Dichter und Denker, die Fuldaer Bischofskonferenz mahnt die katholischen Christen zur Treue gegenüber der Obrigkeit. Das Land unterwirft sich dem Nationalsozialismus.

